

fono forum-Leser schrieben uns...

Bohuslav Martinu

Mit Freude habe ich Heft 9 des fono forums durchgeblättert, das sich so intensiv mit Béla Bartók beschäftigt. Die Beiträge bekannter Musiker wie Andor Foldes oder Antal Dorati erhöhen den Wert dieser Gedenknummer.

Da ich ein Freund slawischer Musik bin, habe ich nie etwas dagegen einzuwenden, eine Lanze für Bartók zu brechen, obwohl er mir zu rational vorkommt. Gerade das Ursprüngliche, Ungezähmte, ein Kennzeichen der slawischen Musik, ist bei ihm gebändigt. Es ist nicht zu bestreiten, daß der Wert seiner Musik durch diese „Reinigung“ zwar steigt, aber dadurch auch seiner Popularität Grenzen gesetzt sind. Bartók steht in seiner Zeit einzig da, ein geistiges Vorbild für seine Epigonen — Ratio statt Inspiration. Noch einmal meinen Dank für diesen Beitrag!

Es liegt mir ziemlich am Herzen, den 100. bzw. 75. Geburtstag von Jean Sibelius und Bohuslav Martinu gewürdigt zu sehen. Sibelius ist unbestritten, was ja Decca und DGG mit ihren Neuerscheinungen der beiden letzten Jahre mit so prominenten Namen wie Lorin Maazel, Christian Ferras oder Herbert von Karajan verbanden. Am gleichen Tag wie Sibelius würde auch Martinu Geburtstag feiern: am 8. Dezember.

Für ihn eine (weitere) Lanze brechen zu dürfen, ist mir ein Bedürfnis, da ich vom hohen Wert seiner Musik überzeugt bin. Tschechische Ensembles pflegen nicht ohne Grund Martinu-Werke in ihr Gastspiel-repertoire aufzunehmen. Wer es auch immer war, ob Karel Ancerl, Vaclav Neumann oder das Janacek-Quartett, ein Martinu ist dabei. — Bekanntgeworden ist leider bisher in Deutschland nur wenig, obwohl er einer der produktivsten Komponisten der Gegenwart ist. Und zusammen mit Schostakowitsch derjenige, der sich direkt ausspricht, der einen unvergleichlichen Eindruck beim Hörer, auch bei uns Deutschen, hinterläßt, wie es in den letzten Jahren das Doppelkonzert und die „Fantaisies symphoniques“ (6. Sinfonie) bewiesen.

Jürgen Sieber, Frankfurt/M.

Austausch

... Und noch eine Bitte: Die einzige Möglichkeit, an westdeutsche Schallplatten heranzukommen, ist für mich der Austausch. Kann ich über Sie einen Musikfreund finden, der mit mir Platten tauscht? Helfen Sie mir, bitte! Dr. V. Picálek, Praha 5, Plzenská 201

Zu vorsichtig

Als langjähriger Abonnent Ihrer Zeitschrift möchte ich mich gleichzeitig für die ständig hohe Qualität des Inhalts bedanken. Die äußere Form wurde nach meiner Meinung im Laufe der Jahre immer ansprechender. Einzig von Ihren Kritikern wünsche ich mir manchmal eine deutlichere Sprache. So kann beispielsweise auch heute, ja gerade heute, eine Schallplatte auch technisch schlecht sein und nicht nur „nicht höchsten Ansprüchen genügen“, wie fast immer sehr vorsichtig formuliert wird.

Georg Stingl, Berlin

Fritz Wunderlich — ein Wundertenor?

„Man weiß mitunter nicht, soll man es bedauern oder begrüßen, daß das Publikum nicht mehr aus Kennern besteht wie zu den großen alten Zeiten der italienischen Gesangkunst, sondern nur noch aus Genießern, die (...) nicht imstande sind, den Unterschied zu hören zwischen der Art, wie die ‚furtiva lagrima‘ bei Gigli oder bei Schipa die Wange herabrollt...“

Solches schrieb vor 23 Jahren, im Rahmen einer aufschlußreichen Gigli-Würdigung anläßlich der Luzerner Musikfestwochen 1942, der unvergessene Musikredaktor und -kritiker der Basler National-Zeitung, Otto Maag (sein Sohn ist Peter Maag). Nun, diese zeitlos aktuelle Feststellung paßt öfter, als man glaubt. Mir kam sie wieder in den Sinn, als ich die Schallplattenkritik von Clemens Höslinger über Fritz Wunderlich im fono-forum-Heft 8/65 las.

Vorliebe und Begeisterung für selbstentdeckte oder konjunkturbedingte Stimmeideale sind wohl gut und schön, solange sie Realitäten achten und nicht überborden, wie mir das hier geschehen zu sein scheint. Also: die „beschränkende Einordnung“ zum „legitimen Nachfolger von Peter Anders“ scheint Clemens Höslinger zu wenig. „Heute kann man ohne zu übertreiben sagen: Die Vorzüge der bedeutenden deutschen Tenor-Vorgänger — wir finden sie in Fritz Wunderlich vereint!“ Mit solchem Weihrauch nun vernebelt man nicht nur den seriösen Ruf des Hochgepriesenen; man degradiert zudem in globo die „bedeutenden Tenor-Vorgänger“ — jeder von ihnen, mit Verlaub, ein eigenständiger und unverwechselbarer Künstler von persönlichem Gepräge. Zur Veranschaulichung, was das bedeutet, hier die Namen. Wobei ich mich an deutsche Sprachgebiete, die elektrische Aufnahme-epoche (ab 1925) und an wirklich nur bedeutende Tenöre halte, alle mindestens 10 Jahre älter als Fritz Wunderlich: Anders, Erb, Fehenberger, Haefliger, Hopf, Knote, Krauss, Lorenz, Ludwig, Marten, Patzak, Schock, Slezak, Tauber, Traxel, Völker und Windgassen. Diese glanzvolle Liste, die auf Grund der zugeschriebenen „stupenden Vielseitigkeit“ auch Helden-tenöre gestattet, würde an sich schon genügen zur Korrektur einer kühnen Behauptung. Sie würde noch schlagender, wenn ich Tenöre fremden Stammes, doch zumeist deutschsprachig wirkend, hinzufügte.

Nach diesen für sich selber sprechenden Aufzählungen nun zu folgenden Einzelheiten: „Allein seine echte und starke Beziehung zum italienischen Opernfach verdient unsere Bewunderung...“, er hat es auch nicht nötig, dabei die Stimme ‚italienisch‘ zu färben.“ Was ist daran zu bewundern? Jeder vollgültige lyrische Tenor, gleich welcher Zunge, liebt, beherrscht und pflegt das italienische Fach; bereits im Studium zählt es zum Pflichtprogramm, auch sprachlich. Und gerade Wunderlichs (für deutsches Blut) auffallend heller Tenor hat solches „Färben“ (deutschgesungen ohnehin fast illusorisch) in der Tat nicht nötig. Wozu also eine ganz normale sängerische Neigung und Veranlagung als spezielle Tugend preisen?

Und weiter: „Die schönste Aufnahme der Platte dürfte das unendlich schwärmerisch gesungene ‚Wie eiskalt ist dies Händchen‘ sein. Noch nie, möchte man meinen, hat man so deutlich gespürt, daß es sich hier um die Liebeserklärung eines Dichters handelt.“ Nun, Wunderlichs Poet in hohen Ehren — doch vergleichlos ist er keinesfalls, auch nicht in deutscher Sprache. Ich denke da an jene mindestens so poesie- und wirkungsvollen Interpretationen von Julius Patzak (1930), Peter Anders (1938) und, vor allem, Josef Traxel (1960, wie Wunderlichs Einspielung). Da wird man sich des Materialwerts, des Substanzgehalts und somit des Rang- und Standesunterschiedes wieder einmal klar bewußt, die Wunderlichs Organ von jenem der drei Erstgenannten trennen... Daß ihm dennoch die Romanze stimmlich, schwung- und eindrucksvoll gelingt — wobei er sich neben zwei falschen Phrasierungen auch hier (laut Ursula Klein im fono-forum-Heft 2, Seite 73) „großzügig die üblichen tenoralen Freiheiten gestattet“ —, spricht für ihn und seinen unleugbaren Rang. Auch zeugt von technischer Brillanz der bruch- und mühelose Atembogen von 15" Dauer in der Phrase „in die Seele mir eingezogen“, gipfelnd im hohen C — an Eleganz und Sicherheit auf keiner Platte überboten. Schließlich noch zur letzten fragwürdigen Bemerkung: „Für künftige Arien-Programme schreibe ich auf den Wunschzettel: die Faust-Cavatine und — ganz besonders — die Hün-Arie aus ‚Oberon‘, von der seit Rosvaenges Zeiten keine befriedigende Aufnahme mehr hergestellt wurde und die nach einer Wiedergabe durch Wunderlich richtig ‚verlangt‘.“ Welch unverständliche Behauptung! Trotz der unklaren Bezeichnung der Hün-Arien — denn Rosvaenge singt beide auf der Platte — wollen wir das „Gebet“ ausschließen in der Annahme, es sei die großangelegte „Kampf-Arie“ (Von Jugend auf im Kampfgefilde) gemeint. — Wie bitte: „Keine befriedigende Aufnahme seit Rosvaenges Zeiten“? Abermals unterschlägt der Kritiker, von dem man hinreichend Kenntnis des Plattenmarktes annehmen sollte, Kammersänger Josef Traxel. Oder sind ihm die im Jahre 1960 unter E 80 589 erschienenen zwei Hün-Arien wirklich unbekannt? Sie figurieren in der vierten Folge der von Traxel besungenen Arien-Platten, jegliche ein Kleinod ihrer Art, und absolute Licht- und Höhepunkte tenoraler Solorecitals; das gilt auch ebenso für seine bisher leider einzige Lieder-Platte, wo er sich als Beethoven- und Schubertsänger würdig neben Fischer-Dieskau stellt.

Ich besitze die in den 30er Jahren entstandenen zwei Rosvaenge-Aufnahmen; sie zählen sicherlich zu seinen imponierendsten und schönsten, speziell — recht eigentlich erstaunlich — das „Gebet“. Und die „Kampf-Arie“? Abgesehen davon, daß Rosvaenge diese exponierte Aufgabe an sich meisterlich bewältigt (sicher souveräner als etwa Jess Thomas), präsentiert er neben allzu rasanter Strettamanier auch seine typischen, zuweilen etwas rauhen Sängeralüren, die nun einmal Stil und Klangkultur gefährden. Gewiß, sein überschäumendes Sängertemperament nebst Pracht und Fülle des Organs begeistern, reißen hin — auch hier! Doch sängerisch-stilistisch bleiben Wünsche offen...

Wie ganz anders nun die tempo-, klang- und ausdrucksmäßig homogene, schlichtweg ideale Wiedergabe Traxels, wo sich Adel, Kraft und Glanz der Stimme mit Bravour und edler Sprach- und Tonkultur vereinen, um das artgemäße Klang- und Sinnbild eines noblen, ritterlichen Hün nachzuzeichnen! So scheint es mir ein Affront, eine unbegreifliche Brückierung, die auch technisch wohlgeglückte Platte zu negieren mit dem sicherlich interessanten und erlaubten, aber falsch begründeten „Verlangen“.

Sascha Landa, Dietikon bei Zürich